

REGAN ZUNFT BLATT

1970 Herausgegeben von
der Landzunft Regan
Regensdorf



John Singer
1900

KATZENSEE

Kunstbeilage zum Regan-Zunftblatt 1970
(Sammlung W. Bader-Schönberg)
Überreicht von Alfred Duttweiler, Drogerie
8105 Regensdorf



Regans Zunftblatt 1970

Für die Bewohner und alle Freunde von Regensdorf, Watt und Adlikon
Herausgegeben von der Landzunft Regan Regensdorf

Geleitwort

Wiederum dürfen wir Sie zum Jahresanfang mit unserem Zunftblatt erfreuen. Die Herausgabe darf nicht als eine Selbstverständlichkeit betrachtet werden, denn die Drucklegung kostet einen respektablen Batzen. Wir verdanken es unserer einheimischen Industrie, dem Handel und Gewerbe, die es durch Inseratenaufträge ermöglichten, die Druckkosten zu finanzieren. Den Inserenten sei an dieser Stelle für ihre spontane Bereitschaft und Grosszügigkeit bestens gedankt. Auch allen geschätzten Mitarbeitern gebührt Dank für ihre Beiträge zum diesjährigen Zunftblatt.

Wir alle leben zur Zeit in einem noch nie dagewesenen geistigen Umbruch: Forschung, Wissenschaft und Technik überbieten einander in einer scheinbar kaum abreissenden Reihenfolge. Herzverpflanzungen, Mondlandungen, Bevölkerungsexplosion, Hunger und Elend, Wohlstand, Flüchtlings- und Gastarbeiterprobleme, kriegerische Auseinandersetzungen, Geburtenregelung, Versagen der Uno, Abschuss von Rotkreuzflugzeugen, um nur einiges zu nennen, bestimmen unseren Alltag und zwingen die zivilisierte Menschheit zum Nachdenken, so dass man in Versuchung gerät, das Näherliegende zu vergessen. Ist es bei diesem hektischen Durcheinander noch verwunderlich, wenn unsere Jugend erstlich aus sich herausgeht und mehr Mitspracherecht verlangt. Doch eines dürfen wir nie vergessen, auch das Altbewährte zu beachten und weiterhin zu pflegen.

Wir haben kurz die weltweiten Sorgen und Probleme gestreift. Dies soll aber nicht den Eindruck erwecken, dass wir die Aufgaben in Gemeinde und Talschaft übersehen. Es ist aber nicht unsere Absicht, hier eingehender auf die mannigfaltigen Probleme einzutreten; dies sei unseren Behörden und den Stimmbürgern überlassen.

Wir hoffen, liebe Leserinnen und Leser, ob Jung oder Alt, dass Sie an den verschiedenen Beiträgen dieses Zunftblattes Ihre Musse und Freude finden werden. Das Zunftblatt 1970, sowie die nachstehenden Verse mögen Ihnen im neuen Jahr gute Begleiter sein:

Ein bisschen mehr Friede und weniger Streit,
ein bisschen mehr Güte und weniger Neid,
ein bisschen mehr Wahrheit immerdar
und viel mehr Hilfe bei jeder Gefahr.

Ein bisschen mehr wir und weniger ich,
ein bisschen mehr Kraft, nicht so zimperlich
und viel mehr Blumen während des Lebens,
denn auf den Gräbern, dort sind sie vergebens.

Wir wünschen allen unseren Lesern und Freunden, den Zünftern und ihren Angehörigen ein gottgesegnetes, glückliches neues Jahr.

Karl Meyer

Ehrenzunftmeister

REGAN ZUNFT BLATT

870 – 1970

1100 Jahrfeier der Gemeinde Regensdorf.

Die Helvetier, Angehörige eines keltischen Stammes, der ursprünglich im Schwarzwald beheimatet war, kamen etwa 200 Jahre v.Chr. in unsere Gegend. Im Jahre 58 v.Chr. wollten sie nach Südfrankreich übersiedeln. In der Schlacht von Bibracte wurden sie vom römischen Kaiser Cäsar geschlagen und damit hatte ihre Herrschaft in unserem Gebiet ein Ende. Nun regierten die Römer. Eine ihrer wichtigsten Strassen führte durch den nördlichen Teil unserer heutigen Gemeinde. Sie brachten Kultur und Lebensannehmlichkeiten mit sich. Aber schon im fünften Jahrhundert n.Chr. kamen die Alemannen über den Rhein und siedelten sich an.

Sie begannen das Land planmässig zu bewirtschaften. Ihren Gewohnheiten entsprechend wohnten alle Angehörigen der nämlichen Sippe beieinander in einem Dorf. Gemeinsam wählten sie ein Sippenoberhaupt. Der Überlieferung zufolge soll der "Dorfvorsteher" in unserer heutigen Gemeinde *Regan* geheissen haben. Ihm verdanken wir den heutigen Ortsnamen, wenn er sich auch erst im Laufe der Zeit zu "Regensdorf" entwickelt hat. Im 13. Jahrhundert lesen wir von "Regenstorf", im 11. Jahr-

Wasser und Brunnen in Regensdorf.

von Gottfried Stäubli

Wie aus alten Schriften und Urkunden hervorgeht, wurde das für Haus und Hof benötigte Wasser früher den offenen Bächen entnommen. Diese Bäche wurden von Quellen gespeisen, die aus dem Waldboden an die Oberfläche traten. In Regensdorf floss durch das Hinterdorf der Mühlebach und durch das Vorderdorf der Feuerbach. Mittels Schwellen wurde das

Die Schrift, wie sie sich auf dem neugestalteten Umschlag unseres Zunftblattes präsentiert, ist ihrem Charakter nach römischen Ursprungs. Als Kapitalschrift beruht sie auf der vollendeten Schönheit der römischen Grossbuchstaben. In der späteren Quadrata und der Rustica wurde sie auf Papyrus und Pergament mit der Feder nachgeschrieben. Die in Stein gehauene Kapitalschrift ist das unerreichte Vorbild aller Grossbuchstaben bis zur heutigen Zeit. Römische Inschriften sind auch Vorbilder für Mittelachsensatz und monumentale Satzgestaltung.

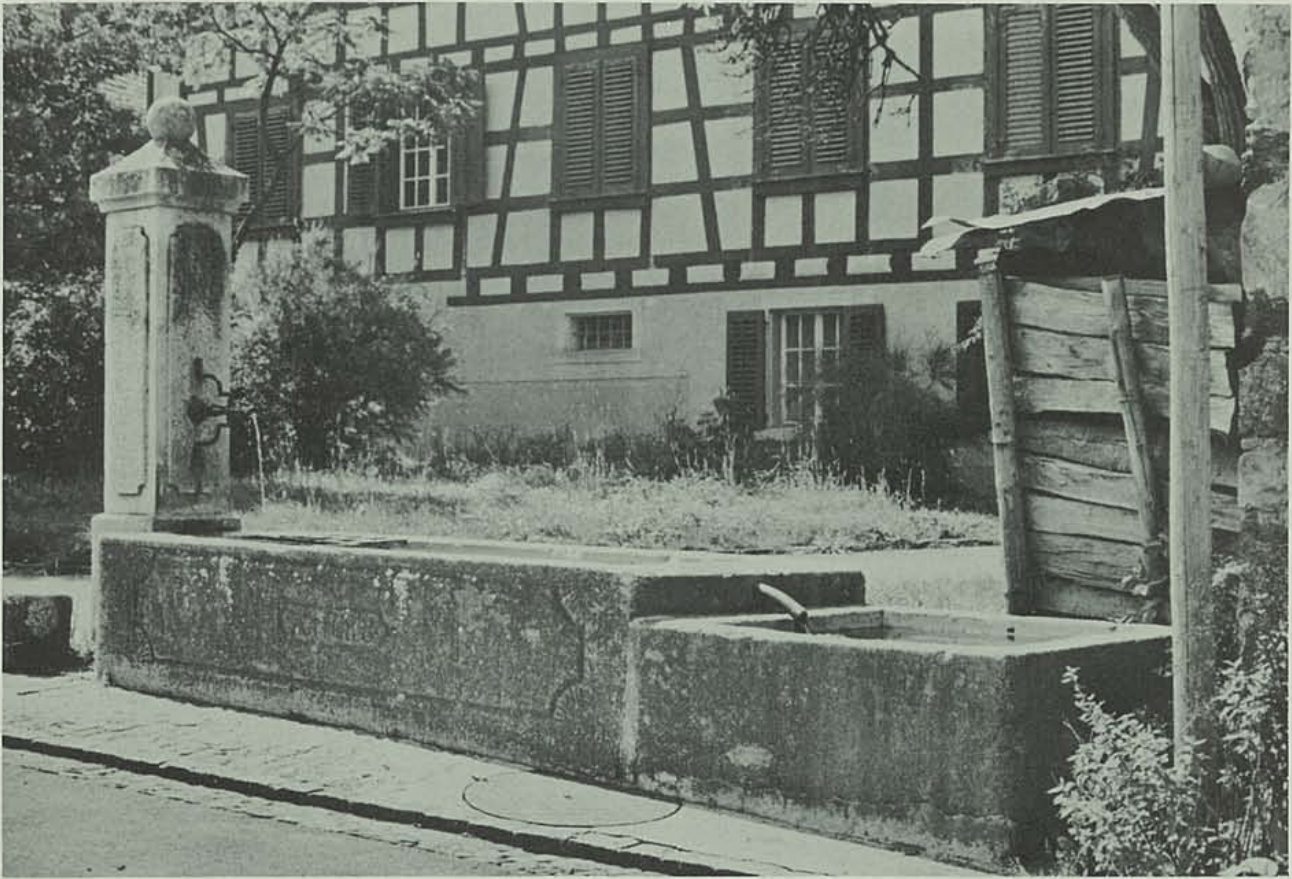
hundert "Reginsdorf" und in der ersten urkundlichen Erwähnung unserer Gemeinde im Jahre 870 hiess sie "Reganesdorf".

Seit dieser ersten schriftlichen Erwähnung unseres Dorfes sind inzwischen genau 1100 Jahre verflossen. An der Schwelle eines neuen Jahrhunderts besteht wohl der triftige Grund, eine würdige Erinnerungsfeier durchzuführen. Anlässlich einer gemeinsamen Sitzung des Vereinskartells Regensdorf mit dem Gemeinderat der Politischen Gemeinde Regensdorf wurde das Festdatum auf Samstag und Sonntag, den 4./5. Juli 1970 festgelegt. Gleichzeitig wurde der Zunftmeister, Gustav Meier, jun., gebeten, das Präsidium über das notwendige Organisationskomitee zu übernehmen.

Die Feier soll in einem einfachen, gediegenen Rahmen durchgeführt werden. Der Hauptträger in der gesamten Dorffeier soll die Generation von morgen, unsere Schuljugend sein. Der Zweck dieses Jubiläums wird sein, die ganze Bevölkerung der drei Dörfer Regensdorf, Watt und Adlikon in einem gemeinsamen Dorffest zusammenzuführen.

Wasser mehrmals gestaut, um das Sammelwasser für Mensch und Tier mit Holz- und Kupfereimern (genannt Gätzi) herausschöpfen zu können. Bei Brandfällen wurde das Wasser zum Löschen mit Hilfe der sogenannten Feueereimer, welche aus solidem Leder hergestellt waren, aus den gestauten Bächen geschöpft.

Im Laufe der Zeit wurden Holzbrunnenröge angefertigt, in die man das Bachwasser leiten liess.



Pfarrhausbrunnen beim Pfarrhaus in Regensdorf

(Aufnahme E. Spühler)



Oberdorfbrunnen in Regensdorf

(Aufnahme E. Spühler)

Um das Jahr 1629 wurden erstmals die bis heute noch nicht versiegten Sandlochquellen gefasst und in Tüchelleitungen ins Dorf geführt. Diese Quellen speisen heute den Mühlebrunnen und einen Teil der fünf Hinterdorfbrunnen. Die zum Teil verfallenen Holztröge wurden im Jahre 1787 von der Zivilgemeinde Regensdorf durch steinerne Tröge mit Brunnenstuden ersetzt.



Unterdorfbrunnen in Regensdorf
(Aufnahme E. Spühler)

Im Jahre 1877 stellte der aufgeschlossene Wirt zum Hirschen, Johann Meier, das Gesuch an die Gemeinde, das in den gemeindeeigenen Waldungen "Birch" und "Lättenmösli" an die Oberfläche tretende Quellwasser zu fassen und als Brauchwasser ins Dorf zu leiten. Diesem Gesuch wurde mit der Bedingung entsprochen, dass er diese Quellen wieder unentgeltlich abgeben müsse, wenn die Gemeinde eine eigene Wasserversorgung zu bauen gedenke. Auf spätere Gesuche hin erhielt Johann Meier die Erlaubnis, auch im "Schrändel", in "Buchen", in "Lärchen" und im "Brand" nach Wasser zu graben.



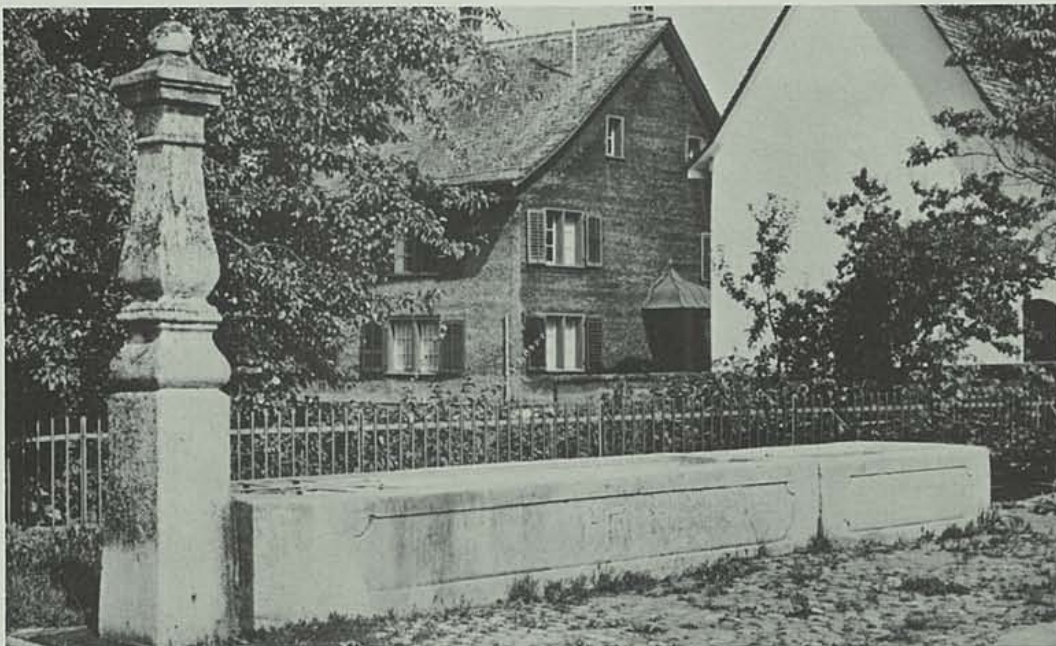
Brunnenstud in der Kratz in Buchs
(Aufnahme E. Spühler)

Bis im Jahre 1882 war dann soviel Quellwasser gefasst, dass dieses in einem Reservoir aufgespeichert werden konnte. Der initiative Bürger Johann Meier stellte dann in der Gegend "Buchen" ein 15-Saum fassendes ovales Eichenfass auf, welches das erste Wasserreservoir von Regensdorf darstellte. Die Stelle, an der dieses grosse Fass etwas in den Waldboden eingelassen wurde, ist bis heute sichtbar geblieben. Das hauptsächlich während der Nacht angesammelte Wasser wurde durch die von Johann Meier verlegten Eisenröhren als Trink- und Triebwasser ins Dorf geleitet. Neunzehn Einwohner waren damals Abonnenten der neuen privaten Wasserversorgung, unter ihnen Johann Meier, "Bureschang", Gottfried Meier, "Buregottfried", Heinrich Meier, "Schwabeheiri", und Pfarrer Johann Schaub. Selbstverständlich mussten schon damals Anschlussgebühren entrichtet werden. Einige der neunzehn Abonnenten hatten aber das notwendige Bargeld nicht zur Verfügung, weshalb sie dem Erbauer der Wasserversorgung ein entsprechendes Wald-, Reb- oder Landstück abtraten. Einzelne Dorfbewohner und verschiedene Aussenhöfe hatten zur damaligen Zeit eigene Quellen oder Grundwasserpumpen. Die übrigen Dorfbewohner holten nach wie vor das Wasser für Haus und Hof an den öffentlichen Dorfbrunnen.

Im Jahre 1853 hatte der damalige Brunnenmeister Jakob Brehm dafür zu sorgen, dass die Brunnenbenützer kein Wasser unnütz vergeudeten und abwechslungsweise jede Woche die Brunnenröge und das "Mösch" (Wasserausgussrohr) sauber reinigten.

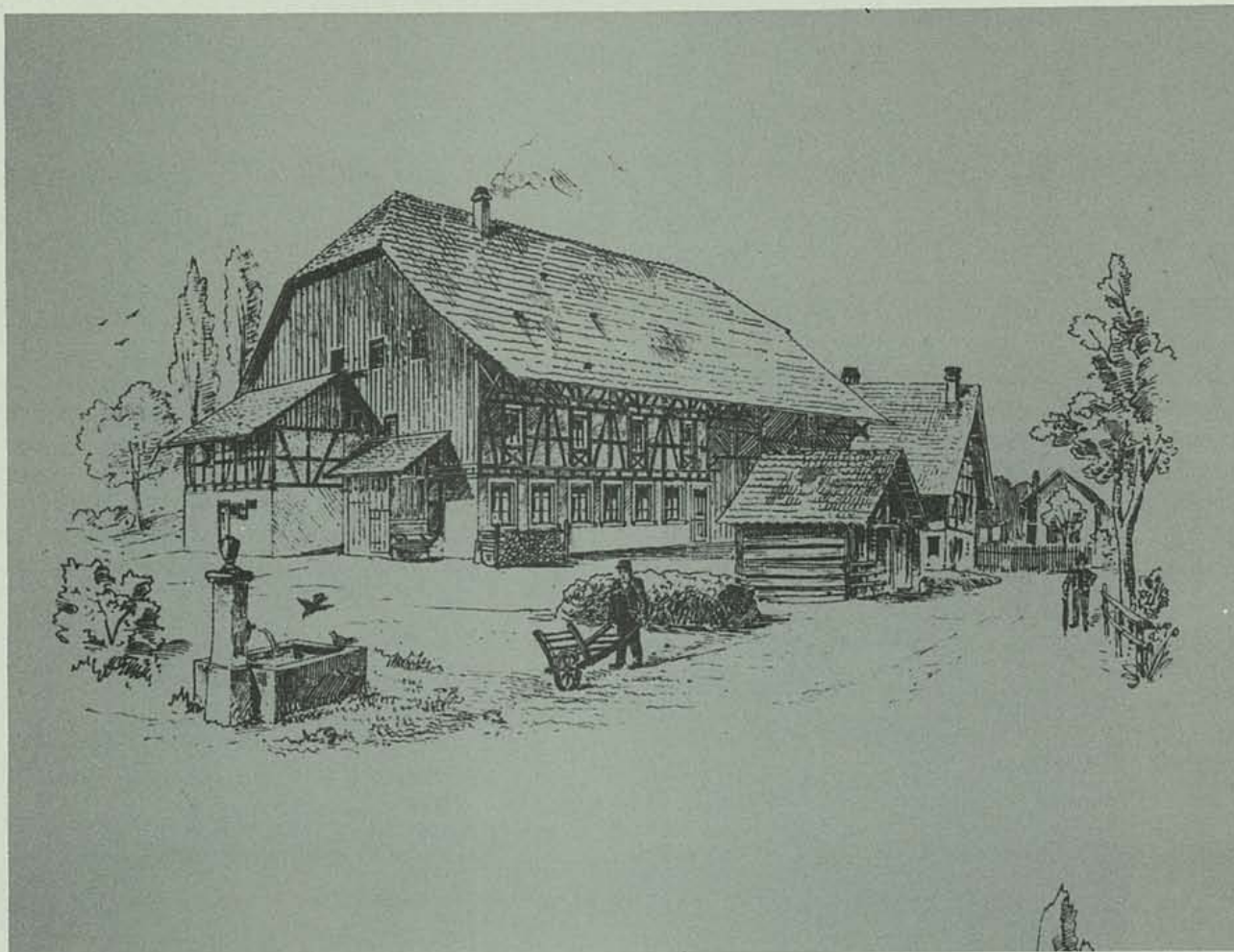


Eingeschlagene Initialen der Gemeinde Dällikon und Erstellungsjahr am Barthlibrunnen an der Mühlestrasse in Dällikon.
(Aufnahme. E. Spühler)



Schulbrunnen in Dällikon

(Aufnahme E. Spühler)

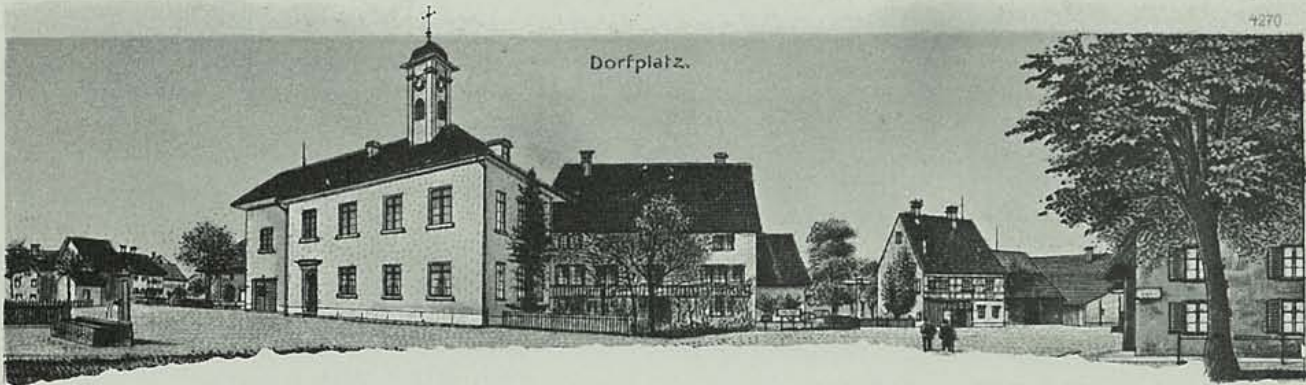


Gezeichnet April 1897, J. Gros, Arch.

Dieses Bauernhaus mit dem Baujahr 1633 ist wahrscheinlich das älteste Wohnhaus in Watt. Nach alten Überlieferungen soll sich in diesem Haus ein Spital befunden haben. Bei Ausgrabungen in der Scheune hat man menschliche Knochen von Gliedmassen gefunden. Der Besitzer dieses Hauses, Herr Rudolf Frei-Marthaler, mag sich erinnern, dass auf dem Estrich alte Krücken gefunden wurden, und dass er als kleiner Knabe damit noch gespielt hatte. Bei einer gründlichen Ausputzete ist dann alles verbrannt worden. Gemäss eines Gemeindeversammlungsprotokolles vom 23. Februar 1835 wurden im letzten Jahrhundert die Gemeindeversammlungen in diesem Hause durchgeführt.

In der Scheune und hauptsächlich im Estrich sind die Wände und Balken schwarz von Russ und Pech, die Balken sind glashart, vom Holzwurm noch keine Spur. Das Fundament dieses Gebäudes ist aus grossen Eichenbalken; auch diese sind noch in sehr gutem Zustand.

Gruss aus Watt



Gedanken und Episoden um ein Spinnrad von Jean Metz

Das Titelbild ist ein Ausschnitt aus einer rund sechzig Jahre alten Ansichtskarte und stellt den damaligen Dorfplatz dar. Beim Betrachten solcher Bilder kommt unweigerlich der Vergleich zwischen einst und heute. Es ist erfreulich, feststellen zu können, dass trotz einer nach materiellen Gütern ausgerichteten Zeit bei vielen Leuten ein Bedürfnis vorhanden ist, sich hin und wieder mit Lebensgewohnheiten und Vorkommnissen aus vergangenen Zeitepochen zu befassen. Ein Beweis dafür sind die in vielen Wohnungen anzutreffenden Möbelstücke und Gerätschaften aus dem letzten Jahrhundert. Es ist sicher falsch, hier von "Wohlstandsnobismus" zu sprechen. Es mag sein, dass viele dieser Antiquitäten ohne eine persönliche Beziehung, nur mit dem nötigen Kleingeld angeschafft wurden. Ob nun das Spinnrad, die Truhe, die Petrolampe, der Getreidesack oder das Kohlenglätteisen aus der Erbsfolge stammen oder über den Weg des Trödlers zum jetzigen Eigentümer gekommen sind, so bringen alle diese Gegenstände einen Hauch Vergangenheit in die Wohnstube. Sie erinnern an eine Zeit, da der Mensch noch nicht der Technik untertan war. Wir dürfen nicht vergessen, dass der im turbulenten Wirtschaftsleben stehende Mensch durch seine Vorfahren von der ländlichen Scholle herkommt, und dass diesem Mensch, oft unbewusst, ein Verlangen nach Verwurzelung und Kontakt mit dem Ursprünglichen innewohnt. Diese Erfüllung erfolgt am unmittelbarsten in der Begegnung mit dem Alten.

Was kann uns zum Beispiel ein Spinnrad in Erinnerung rufen? Als es noch eifrig in der Stube surrte, gab es keine Elektrizität, die Dampfmaschine war noch unbekannt, Wind und Wasser waren die einzigen Motoren, man glaubte an Hexen, das Trink- und

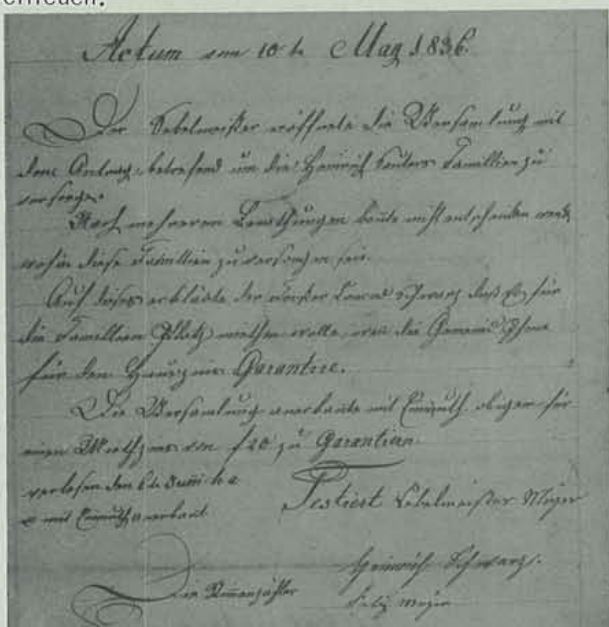
Brauchwasser holten sich die Frauen am Dorfbrunnen, anstatt zur Schule zu gehen, mussten die Kinder 10-14 Stunden pro Tag in den Fabriken für 30 bis 60 Rappen Taglohn arbeiten, das Landvolk rebellierte gegen die Mächtigen in der Stadt, die Studenten riefen durch Gründung der "Zofingia" zum Kampf gegen den Konservatismus auf, in elf Kantonen



mussten durch neue Verfassungen - gegen den Willen der bisher Regierenden - die menschlichen Grundrechte eingeführt werden..... die sogenannte Regenerationszeit war angebrochen. Eine Zeitepoche über die in den Schulbüchern wenig steht und von der auch die Erwachsenen - obwohl seither noch keine 150 Jahre verflossen sind - herzlich wenig wissen. Wer spricht und schreibt schon gerne über eine Zeitspanne unseres Landes, in der uns das Ausland vorschrieb, was recht und billig war.

Heute steht nun das Spinnrad als Ausstellungsobjekt neben dem Fernsehapparat. Hier eine einfache "Maschine", deren Funktion jedermann verständlich ist, da ein Wunder der modernen Technik, das nur vom Fachmann verstanden wird. Ist es nicht im Unterbewusstsein ein Sehnen nach dem Einfachen, das uns moderne Menschen, die wir mit dem Druck auf den Knopf alles herzaubern und in Gang bringen ohne aber erklären zu können, wie und warum es funktioniert, nach Vergangenen suchen lässt.

Der Erfolg der Ausstellung von alten Gerätschaften, Büchern und Urkunden, die den erfolgreichen, vom Fachausschuss organisierten Bauernmalkurs krönte, zeigt deutlich das Interesse weiter Kreise am Althergebrachten. Erstaunlich, was einerseits die Kursteilnehmer aus den alten Möbeln gemacht haben, erfreulich wie andererseits die ausgestellten Urkunden und Bücher Beachtung fanden. Es wurde vielfach bedauert, dass die handgeschriebenen Urkunden der heutigen Generation mangels Kenntnis der alten deutschen Schrift verschlossen sind. Man kann sich lediglich an den vielfach gleichmässig und gestochen erscheinenden Schriftzügen erfreuen.



Eines dieser Bücher liegt vor uns, ein Protokollbuch der Zivilgemeinde Watt aus den Jahren 1831 bis 1853, aus den Jahren, da endlich auch der Mann

auf dem Lande etwas zum Geschick seines Dorfes und des Staates sagen durfte. Am 2. Januar 1832 mussten sich die Männer zu Watt ein Reglement zur Durchführung der Gemeindeversammlung geben. Gemäss Protokolleintrag fassten sie folgenden Beschluss:

1. Wurde angenommen, dass der Weibel solle einen Tag vorher einladen bei zwey Batzen Busse, die aber, wo zu spät kommen zum Verlesen sollen zwey Batzen gebüsst werden und dieselben, wo vorher austreten würden ob die Gemeinde beschlossen sey soll auch zwey Batzen gebüsst werden.
2. Wan der Sekelmeister und der Gemeinderat ein Viertelstund zu spät kommt wie er die Zeit bestimmt hat, solle jeder zwey Batzen gebüsst werden.
3. Sollen sich alle Gemeindebürger auf die Stühle setzen. Wan der Sekelmeister einer in die Umfrag nehmen will, dass derselbe aufstehen muss und seine Meinung äussert, und so der Zweite und der Dritte und fortan, und dass sich keiner erfräche seine Meinung von sich zu geben ohne auf zu stehen, bey zwey Batzen Busse, damit jeder wüsse, wer rett und was geredet würde damit niemals Zwei miteinander reden würden.
4. Sollen alle Gemeindeverhandlungen ins Protokoll gebracht werden und künftiger Gemeind wieder vorgelesen werden."

Eine einfache, aber klare "Geschäftsordnung". Was beim Durchblättern des Protokollbuches sofort auffällt, ist die Häufigkeit der Gemeindeversammlungen. Im Jahre 1834 wurden acht Versammlungen durchgeführt; der Rekord wurde aber 1835 aufgestellt, da mussten die Watter an 22 Gemeindeversammlungen teilnehmen. In den 30er und 40er Jahren des letzten Jahrhunderts lag der Durchschnitt bei 12 Gemeindeversammlungen, es ist aber zu ergänzen, dass jeweils nur wenige Geschäfte zur Behandlung standen. Es war keine Seltenheit, wenn nur ein einziges Traktandum zur Sprache kam. Mit heutigen Begriffen gemessen, mussten sich die Watter dazumal mit Nebensächlichkeiten befassen. So ist z.B. der Wortlaut des vollen Protokolls der Versammlung vom 28. Juni 1836:

"Nach Eröffnung der Gemeindeversammlung durch den Sekelmeister Meyer, welcher an die Versammlung einen Antrag stellte was unsere Gmeind für die Brandgeschädigten in Geroldsweil beisteuern wolle:

1. Nach Berathung dessen wird mit Einmuth anerkannt, dass aus dem Riedt ein Fuhder Heu dahin versteuert werden soll.

2. Betreffend um das Gras zu verkaufen im Riedt wurde anerkannt, dass dasselbige den 2. Juli verkauft werden soll und zugleich anerkannt, dass es in der Kirche verlesen werden soll.

Testiert: Sekelmeister Meyer

Schreiber: Heinrich Frey, Sand

Stimmzähler: Heinrich Meyer
Daniel Keller."

Heute wird etwa behauptet, es würden zu viele Kommissionen gebildet, die Behörden wollten sich um einen Entscheid drücken, es werde daher nur noch verwaltet und geplant anstatt regiert. Kommissionen waren aber schon früher Mode. So wurde am 16. Januar 1836 durch die 36 anwesenden Stimmberechtigten folgender Beschluss gefasst:

1. Wird mit Einmuth anerkannt, dass nebst dem Gemeinderath sieben Mann zu einer Commission gewählt werden sollen um die Besoldung des Gemeindeförsters laut Gemeindebeschluss vom 21. Jänner 1835 auf alle Holzbesitzer der Gemeinde Watt und auf die Bürger und Holzbesitzer des Hofes Oberdorf nach Verhältnis zu verlegen.
2. Wird mit Einmuth anerkannt, dass es den Bürgern des Hofes Oberdorf überlassen sein soll, entweder Alle oder nur einer den Commissions-Verhandlungen beizuwohnen.
3. In die Commission wurden gewählt nebst dem Gemeinderath:
Hans Heinrich Frey, Wirths, Felix Meier, Schulpfeger, Rudolf Meier, Friedensrichter, Heinrich Frei, Präsidenten, Jakob Mathis, Maurer, Jakob Meier, Letzi und Heinrich Schwarz, Kuris.
4. Anerkannt, dass jeder sein Holz im Banne Watt und Oberdorf von Stück zu Stück und in gemeinsamer Grösse und mit Namen des Ortes an den Sekelmeister einzugeben habe."

Nebst dieser Kommission wurden in den Jahren 1835 und 1836 noch folgende Kommissionen gewählt: Commission zur Prüfung der Gemeindeförderung, Commission zur Errichtung des Zelgweges, Commission zur Prüfung der Schulrechnung, Commission zum Einzug der Zehnten, Commission zur Prüfung der Einrichtung von laufenden Brunnen, Commission betreffend Beitrag an den Bau eines Waisenhauses, Commission zur Prüfung der abbezahlten Zehnten, Commission zur Prüfung der Pettition des Nationalvereins.

Die Gemeindeversammlungen wurden dazumal in Privathäusern abgehalten. Ob seitens des Hauseigentümers eine Tranksame spendiert wurde, ist aus dem Protokoll nicht ersichtlich, hingegen beschloss die Gemeindeversammlung vom 23. Februar 1835:

"Wurde mit Einmuth anerkannt dem K. Frei, Pappierers, ein Stück Holz aus dem Ehrenhau unentgeltlich verabfolgen zu lassen, für Entschädigung für die Gmeind abzuhalten in seiner Stube. Das Stück Holz soll ihm vom Gemeinderath gezeigt werden."

Der Besuch der Gemeindeversammlungen war obligatorisch. Wer krankheitshalber oder aus Altersgründen die Versammlung nicht mehr besuchen wollte, musste dem Säckelmeister ein entsprechendes Gesuch einreichen. An der nächsten Gemeindeversammlung wurde zum Gesuch Stellung genommen. Die Abstimmung fiel nicht immer zu Gunsten des Gesuchstellers aus, es sind Formulierungen wie "dieser solle nur an die Gmeind kommen" zu lesen.



Gegenüber dem einstigen Gemeindeversammlungslokal bei "s'Pappierers" steht ein alter Speicher, dem durch eine neuerlich geplante Strassenverbreiterung das letzte Stündchen geschlagen hat. Ein Opfer des Strassenverkehrs. Immer wieder stellt man fest, dass die neuen Wohnsiedlungen, trotz allen von den Architekten angewandten Schikanen im Grunde genommen langweilig wirken. Spazieren wir durch ein Bauerndorf, so stellen wir sofort fest, dass da von Langeweile nichts zu spüren ist. Warum wohl? In der modernen Überbauung wird nur mit Ausnützungsziffern und Rendite gerechnet, die Bauten gleichen sich. Im Bauerndorf hingegen

ist jedes Haus anders. Dort ein einheitlicher, schablonisierter Baustil-hier kleine und grosse Bauten in verschiedenen Bauarten. Dort eintönige Rasenflächen mit Birken-hier individuelle Gärten mit Blumen, Bäumen und Gemüse. Dort Gartenplattenwege vor der Haustüre,-hier grosse Hausplätze (vielleicht sogar mit einem Miststock). Dort alles mehrstöckige Bauten-hier zwischen den Häusern ein Waschhäuschen oder ein Brunnen. Diese Vergleiche könnten vermehrt werden, sie zeigen eindeutig, warum ein Bauerndorf ansprechend aussieht. Es ist schade, dass solche Bauten - die meistens sogar architektonisch besser sind als die

modernen Betonbauten - weichen müssen. Alles kann nicht erhalten bleiben, aber ein wachsames Auge auf allzu krasse Abbruchabsichten ist nötig, wenn wir nicht von unseren Nachfahren den Vorwurf des Vandalismus auf uns nehmen wollen. Wenn dieser "Gruss aus Watt" beweisen konnte, dass nicht nur das Spinnrad in der Wohnstube, sondern auch die alten Bauten in den Dörfern dafür sorgen, einer zukünftigen Generation noch Tradition, Eigenart, Seele, Heimatgefühl und Verwurzelung zu geben, so sind die Gedankensprünge des Verfassers nicht zwecklos geblieben.

Ein Dorforiginal
von Gustav Meier jun.



Wer kennt sie nicht, die Dorforiginale vergangener Zeiten, die in unseren Dörfern eine grosse Rolle spielten und sich wie Könige in ihrem eigenen Sinn vorkamen. An den letzten komischen Kauz in Regensdorf mag ich mich noch ganz gut erinnern:

Ich sehe ihn vor mir, angezogen mit einer braunen Hose vom Musikverein Regensdorf, den Ceinturon um den ausgedienten und abgeschabten grünen Armeewaffenrock geschlungen, in hohen braunen Lederstiefeln und den zerdrückten, breitrandigen Filzhut tief ins Gesicht gedrückt; ein Gesicht mit buschigem, grossen Schnauz, ebenso buschigen Augenbrauen, und wenn er nicht rasiert war, mit kräftigen, zentimeterlangen Bartstoppeln: das war unser letztes Dorforiginal Ruedi Vontobel.

Ruedi Vontobel wurde am 5. September 1888 geboren. Als Bürger von Oetwil a/See fühlte er sich zeit seines Lebens als waschechter "Seebueb". Im Jahre 1926, im Zuge der Güterzusammenlegung und Melioration in der Politischen Gemeinde Regensdorf kam er als 38-jähriger Mann in unser Dorf. Regensdorf wurde ihm zur zweiten Heimat. Er war wirklich ein origineller Kauz, und als solcher betrachtete er die Welt von seiner Warte aus.

Die grösste Freude bereitete ihm das Frühaufstehen, und Ruedi wollte stets der Erste im Dorf sein. Nach dem Motto "Morgenstund hat Gold im Mund" wurde in aller Hergottsfrühe - schon morgens 4 Uhr - Holz gespalten. Dabei ging es nicht immer so ruhig und friedlich zu und her; in die Schläge des Beiles mischten sich ungezählte Flüche, die dem knorrigen Holz galten und sicher in keinem Lexikon zu finden waren. Ich weiss, dass sich einmal ein zartes Fräulein bei Vontobel über den frühen Morgenkrach beschwert hat. Das war aber nun doch eine Zumutung, seine Arbeitszeit einschränken zu wollen; das konnte sich eine ehemalige Offiziersordonnanz, die die ganze Grenzbesetzung 1914-18 mitgemacht hatte, nicht gefallen lassen. Mit blitzenden Augen und mit donnernder, sich überschlagender Stimme, die nach minutenlangem Fluchen fast in ein Krächzen überging, machte er seinem Zorn Luft. Der Militärdienst war überhaupt seine schönste Zeit, in der er ganz seinen Mann stellen konnte, und mit viel Freude und Begeisterung erzählte er von seinen Erlebnissen und Heldentaten. Denn wo Offiziers-Ordonnanz Vontobel erschien, zitterten selbst die Offiziere!

Unser Dorforiginal war mit der Natur verbunden wie kein Zweiter, gut beobachtete er in frühen Morgenstunden die Tiere und Pflanzen. Diese Beobachtungen führten ihn dann auch zu seinem grössten Steckenpferd: der Wettervorhersage. Hier war er in seinem Element, denn ob es ein trockener Sommer oder einen kalten Winter, ob es viel oder wenig Heu geben würde, das alles wusste Vontobel schon Monate voraus. Wer es wagte, an seinen Voraussagen zu zweifeln, den beschimpfte er donnernd über Unverstand und Unwissenheit, denn Vontobel hatte immer recht. Doch noch in einer anderen Hinsicht war er ein Mensch der Natur. Die köstlichen Früchte von Rebe, Apfel und Birne genoss er am liebsten in flüssiger und vergorener Form. Hier setzte er sich gewaltig ein, damit es keine Überschüsse gab. Nun die Wirkung blieb jeweils nicht aus, und vielen Dorfbewohnern ist bekannt, wie er mit geschulterter "Sägesse" von Regensdorf nach Watt wankte. Auch sorgte er dafür, dass im Winter genügend "Chriesiwasser" gebrannt werden konnte. In der Kirschenzeit war er ständig auf den höchsten Bäumen zu finden, und wenn ihm die Vögel die schönsten Früchte weggefressen hatten, so tobte und dröhnte es über die Fluren, dass einem Hören und Sehen verging. Er hatte die Gewohnheit, ohne Hemd Kirschen zu strupfen, und ich sehe heute noch seinen ohnehin braunen Rücken und Bauch über und über mit "Chriesi"-Saft verschmiert; ein bemalter Wildwestindianer konnte sicher nicht besser ausgesehen haben.

Am meisten vermissen unsere Kinder das Original, denn wie wurde er jeweils belagert, wenn er mit beiden Händen Schokolade verteilte. Traf er einmal mit dem Herrn Pfarrer zusammen, so wurde auf urchige Weise diskutiert und wurden Bibelsprüche aufgesagt; der Pfarrer musste sich mächtig anstrengen, mit der Schulweisheit von Vontobel mitzuhalten. Behauptete Ruedi Vontobel irgend etwas, so war es so und nicht anders und sofort wurde eine Wette von hundert und mehr Franken abgeschlossen. Doch hätte man alles für bare Münze genommen, so wäre er um viele hundert Franken ärmer geworden; selbst ich hätte noch tausend Franken zugut. Aber er war nicht nur ein seltsamer Kauz, sondern auch ein guter Patriot und Schweizer, der mit wachem Sinn an den Vorgängen im In- und Ausland interessiert war und mit entsprechenden Kommentaren nicht geizte. Sein Domizil hatte er während vielen Jahren bei Familie Meier-Marthaler in Watt. In einem Gaden war seine Schlafstätte, die er mit einer Leiter zu erreichen war. Eingebettet in ungezählte alte Uniformröcke hatte er einen gesunden Schlaf, um den ihn viele Tausende in einem weichen Bett beneiden konnten. Mit einem Bett wollte er nichts zu tun haben; nur einmal machte er Bekanntschaft mit einem solchen "Ding", als er mit einem gebrochenen Bein im Bezirks-Spital Dielsdorf lag. Er soll ein geduldiger Patient gewesen sein. Am 2. Juni 1963 stürzte unser lieber Ruedi Vontobel von der Leiter, als er sein Lager besteigen wollte. Am Morgen fand man ihn mit einem Schädelbruch tot am Boden liegen. Ruedi Vontobel war nicht nur einer unter vielen, sondern eine Persönlichkeit in ihrem eigenen Sinn. Und trifft das Wort von einem guten Kern in einer rauhen Schale zu, so war es in der Person unseres Dorforiginals voll und ganz verkörpert.

Zur Geschichte des Bergwerks im Krähstel in Buchs

von Emil Spühler

1898 begann Johann Spühler, hinter seinem aus dem Jahre 1787 stammenden Haus Quarzsand für Giesereien abzubauen. Im Gegensatz zu anderen Lieferanten wollte er keine sogenannten offenen Sandgruben erstellen, weil die Humuserschicht als kostbares Anpflanzgut nicht verloren gehen sollte. Er war immer der Ansicht, dass Land die sicherste Zinsanlage sei. So wurden von ihm Stollen in den leicht ansteigenden Hang gegraben. Als die 1891 neu erbaute Glashütte Bülach Sandlieferanten suchte, bewarb sich auch J. Spühler mit einer Mustersendung. Der stark quarzhaltige Sand fand das Interesse der Geschäftsleitung, so dass grosse Mengen bestellt wurden.

Die Glashütte Bülach hatte sich auf die Fabrikation von Grünglas-Flaschen spezialisiert. Den Mittelpunkt der Glashütte bildete der Schmelzofen, der ohne Unterbruch in Tätigkeit war und bei einer Temperatur von ca. 1400° C die Rohmaterialien Quarzsand, Kalk, Soda und Zusatzstoffe zu Glas schmolz. Während Jahrzehnten wurden die Flaschen von Hand hergestellt (mundgeblasen). Die heute vollautomatisierten Maschinen können täglich je nach Grösse 20.000 bis 100.000 Flaschen fabrizieren. Im Jahre 1952 nahm Bülach auch die Fabrikation von Weissglas auf.

Für die Qualität des Quarzsandes ist seine chemische Zusammensetzung entscheidend, die beim Sand aus dem Bergwerk als gut befunden wurde:

Kieselsäure	ca. 70%
Tonerde	ca. 7%
Eisen	ca. 3%
Kohlensaurer Kalk	ca. 14%
Kohlensaures Magnesia	ca. 4%
Verschiedene Materialien	ca. 2%

Das Eisen im Quarzsand gibt dem Glas die grüne Farbe.

Für J. Spühler kam die grosse Frage, wie weit die Unterhöhlung des ansteigenden Geländes verantwortet werden konnte, um nicht mit einem Einsturz der Decke rechnen zu müssen. Als Experte wurde der berühmte Geologe Prof. Albert Heim gebeten, die Tragfestigkeit der Sandpfeiler zu prüfen. Er wollte aber keine verbindlichen Angaben machen. Nach

dem "Trunk" einiger Gläser Eigengewächs einigten sich die beiden bärtigen Männer für die Probe aufs Exempel. Man werde ja bald sehen, ob Decke oder Säulen stärker seien. Dieser "Geistesblitz" wurde dann etwas zu gut "verschwelt", so dass J. Spühler für den "Heim"-Transport des Professors mit Ross und Chaise die Verantwortung persönlich übernahm.

Das anfänglich bescheidene Labyrinth von zusammenhängenden Stollen gelang vielversprechend und gab J. Spühler den Mut, das Werk stark voranzutreiben. Der Landwirtschaftsbetrieb mit gegen 40 Jucharten durfte aber nicht vernachlässigt werden. Deshalb mussten die Grabarbeiten manchmal abends oder, wenn die Lieferzeiten überzogen wurden, bis tief in die Nacht weitergeführt werden. Die Enkelkinder brachten dem Grossvater gewöhnlich um 8 Uhr das Mitternachtsbrot bestehend aus eigenem Bauernbrot mit Geräuchertem, sowie einem Doppel-liter Most. Einmal rief die fünfjährige Enkelin Elsy ihm von weitem entgegen: "Govate i has Glas vegesse, wots zul Gutele ussuufe?"



Quarzsandstollen in Buchs ZH

Johann Spühler, der physisch ausserordentlich stark war und für den feuchten Sandabbau nicht rheumafällig sein durfte, erhielt durch seinen Sohn Hans, der auch gesund und stark war, eine grosse Stütze. Von den Landhelfern vermochten nur wenige die langjährige Bergmannsarbeit durchzuhalten. Zu diesen gehörte der urchige Urner Sebastian Bürgler mit dem Rufnamen "Baschi".



Johann Spühler und Sohn Hans

Die ersten Sandgrabungen wurden mit handelsüblichen Pickeln vorgenommen, die sich bald als zu schwerfällig und ungeeignet erwiesen. Den Wartezeiten und Umtrieben mit der Dorfschmiede vorbeugend, richtete sich J. Spühler selbst eine Schmiede ein, in der er ein eigenes Modell zurechthämmerte. Dieses bestand aus einem Doppel-Pickel mit haarscharfen klingenförmigen Enden und einer Klingebreite von ca. 2 cm. Das Eisen musste speziell gehärtet werden, weil die Schärfe des Pickels sich durch den Quarzsand sonst zu rasch abgenutzt hätte.

Im normalen Quarzsand (Molasse) waren auch grosse Quarzsteine viel härteren Grades eingebettet, die nicht mehr mit Pickeln bearbeitet werden konnten (Findlinge). Diese "Wegelagerer" mussten mit Sprengmitteln zerkleinert werden. Aus diesem Grunde wurde die Anfrage an das Militärdepartement gerichtet, ob es für den grossen Sprengstoff-Verbraucher Spühler nicht möglich sei, auch den Vertrieb als Konzessions-Inhaber zu übernehmen. In der Folge erhielt J. Spühler das Patent für ein Eidgenössisches Munitionsdepot. Sein Sohn Hans musste Sprengkurse absolvieren und erlernte auch das Umgehen

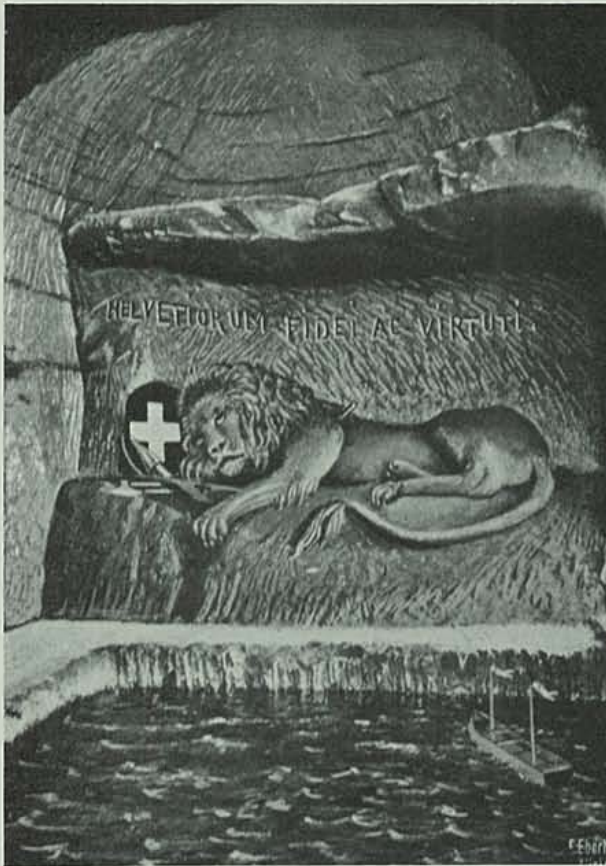
mit Waffen und Munition. Für die Fastnacht und Bundesfeier wurde auch Feuerwerk verkauft.

Als Neunzehnjähriger wirkte Hans Spühler als Mörserschütze bei einer Hochzeit mit. Dabei entlud sich trotz seiner Fachkenntnisse eine Ladung zu frühzeitig und verletzte ihn schwer am oberen Nasenende und an der Stirn. Fünfzig Jahre später, kurz vor seinem Tode, suchte er mit seinem "Soldatenhegel" an der alten Wunde, die zu "übeln" anfang, nach einem harten, schmerzenden Teilchen. Seine der Operation beiwohnenden Frau und Tochter staunten, als der Vater das merkwürdige "Andenken" an das Fehlschiessen auf den Tisch legte. Es handelte sich um einen abgebrochenen Hufnagel mit grossem viereckigem Kopf.

In den ersten Jahren nach 1900 nahm das Bergwerk durch die grossen Sandlieferungen nach Bülach ein beachtenswertes Volumen an. Ein neuer Zweig des Betriebes zwängte sich auf, weil immer mehr Neugierige das Graben nach "Gold" ansehen wollten. 1906 konnte das Wirtschaftspatent erworben und damit die Besucher aus eigener Scholle mit Trank und Speise bedient werden. Mit dem Bergwerk und seinen Sehenswürdigkeiten vergrösserte sich der Gästekreis und somit auch der Bedarf an Wein, Schinken und Speck, den Hauptverbrauchsgütern der damaligen Bauernwirtschaft. (Im Jahre 1920 kosteten eine gute Portion Schinken Fr. 1.20 und ½ Liter Wein Fr. 1.80.)

Die Reklame besorgte J. Spühler auf seine eigene Art (s. Aprilscherz im letzten Zunftblatt). Vom Bezirksschützenfest 1909, im Otelfinger-Riet, holte er Gäste mit einem bekränzten Federwagen im Pendelverkehr zum Bergwerk. Von den Bildhauerarbeiten und von improvisierten Szenen liess er Postkarten herstellen, die von Besuchern in alle Richtungen versandt wurden. Grosse Wiederhall fand das von ihm und Fritz Bucher erschaffene Löwendenkmal. An gewissen Festtagen wurde jeweils eine Tanzkapelle bestellt und der zahlreichen Kundschaft gebackene Forellen serviert. Eine eigene Fischzucht mit kalifornischen Forellen erwies sich als unrentabel, weil mit nur einem Teich die kleinen Nachkömmlinge nicht separiert werden konnten und somit von den Grossen (Forellen!) aufgefressen wurden.

Ohne Karussell war eine Chilbi nicht denkbar. Weil die Dynastien Meier und Häseli im Krähestel keine



Im Innern des Quarzsandbergwerkes in Buchs (Löwendenkmal)

"Rytschuel" aufstellen wollten, kaufte J. Spühler ein kleines Fliegerkarussell. Die Musikorgel drehte der Verfasser dieser Zeilen. Mehr Ärger als Freude bringend, wurde das Monstrum nach dem Altberg verkauft, wo einige Nachtbuben die schon mehrmals havarierte "Mühle" bald zum Schweigen brachten.

Der Erste Weltkrieg brachte der Sandproduktion ernste Schwierigkeiten; das Leben erfuhr auch damals eine Teuerung. Die Transportkosten stiegen. Der Preis für eine Wagenladung (ca. 10 Bennenwagen) Quarzsand betrug in den ersten Jahren Fr. 25.- und stieg allmählich auf Fr. 70.- am Ende des Krieges - wahrhaftig immer noch eine bescheidene Entschädigung für die mühsame Arbeit ohne maschinelle Hilfe. Treu harrten die beiden Pferde Grit und Lisi aus, von denen das eine elf, das andere vierundzwanzig Jahre die sandgefüllten Wagen auf die obere Station der Linie Baden-Bülach ziehen mussten. Durch die mit Unwirtschaftlichkeit begründete zeitweise Einstellung der Bahn wurde der gut eingespielte Lieferbetrieb gestört. Einem Gesuch an das Eisenbahndepartement betreffend die Wiederaufnahme des vollen Fahrplanes wurde nur teilweise stattgegeben, denn fünf Wagenladungen pro Woche

waren nicht gewichtig genug. Die verschiedenen Umstände und Unsicherheiten bewogen die Glashütte, Quarzsand in der nächsten Umgebung zu suchen, um in erster Linie bei Lieferschwierigkeiten Ersatz zu bekommen. Die ersten Lieferungen aus diesen Gruben waren zum Teil qualitativ ungenügend, so dass sich die Glashütte immer noch eine offene Türe zum Bergwerk erhalten wollte, bis J. Spühler schliesslich 1920 die letzten grossen Transporte nach Bülach führte. Später wurden nur noch gelegentlich kleinere Mengen für Formsand in Giessereien geliefert.

Jetzt fand J. Spühler etwas mehr Zeit für andere Belange, vor allem für satirische Gedichte und bissige Stellungnahmen zu politischen Händeln. Ganz besonders verstand er es, die Gäste mit Witz und Humor zu unterhalten - manchmal die ganze Nacht hindurch, denn zu jener Zeit gab es noch keine Polizeistunde. Ab und zu kamen zu später Stunde auch Raufbolde, die von den starken Spühlers hin und wieder recht unsanft in den "Sänkel" gestellt wurden. Andere dubiose Gäste, die meistens einen Trescher oder grünen Aronenschnaps tranken, waren jene Jagdmunitions-Kunden, die - solange die Patentjagd bestand - zu den Wilderern gezählt werden mussten. Bei Weigerung der Patronenabgabe drohten solche auch schon, das Haus in Brand zu stecken.

Einen weniger schönen Spass erlebte kurz vor dem ersten Weltkrieg der Schiessverein Regensdorf. Zwei Mitglieder kamen abends in arger Verlegenheit in die Wirtschaft, weil ihr Lieferant in Zürich für das am folgenden Tag stattfindende Salutschieszen kein Schwarzpulver vorrätig hatte. J. Spühler fand sich erst bereit, einige Pfund zu holen, nachdem die beiden Regensdorfer ein paar Liter Buchser konsumierten. Als sich anderntags das Pulver nicht entzündete, stellte sich heraus, dass es Quarzsand war, den J. Spühler in seiner Schmiede geschwärzt hatte.

Die Entlassungsfürsorge der Strafanstalt Regensdorf wies dem Bergwerk öfters ehemalige "Pensionäre" zu. Die meisten von ihnen verschwanden bald wieder, weil sie dem täglichen Anblick ihres bisherigen "Ferienheimes" ausweichen wollten. Einer von ihnen wurde durch seine Gedichte über das Zuchthaus, die er in den Furtaldörfern mit bekannten Melodien oft gesungen hatte, gut bekannt. Es war Heinrich Bleuler; er nannte sich selbst "Trunkenbold und Liederheuler". Nachdem Bleuler einmal von einer Hornisse gestochen worden war, versuchte er, das betreffende Nest mit Schwarzpulver auszuräuchern. Aber noch bevor er die ganze Ladung in die grosse Baumöffnung stecken konnte, flog ihm ein Schwarm entge-

gen und verstach ihn grauenhaft. Mit neun Stichen musste der Unglückliche in das Bezirksspital gebracht werden, wo er nur mühsam gerettet werden konnte. Ein altes Sprichwort sagt: "Sieben Hornissen töten ein Ross".

Einen schweren Schlag erlitt die Familie Spühler als im Jahre 1923 das alte idyllische Riegelhaus mit Anbauten bis auf den Grund niederbrannte. Eine Petrolampe mit offenem Glaszylinder wurde von einer Besucherin am Eingang stehen gelassen, so dass die Hitze der Flamme das über der Lampe mit Petrol angereicherte Holzgestell entzündete. Die Flammen griffen blitzschnell zur Scheune über, wo 1.200 Zentner frisch eingebrachtes Heu Nahrung für

men umgebenen Zimmer und verhütete grosses Unheil, das Zuschauer und Feuerwehr bedrohte. Es wurden 125 Kilogramm Sprengstoff, 50 Kilogramm Schwarzpulver und gegen 1000 Sprengkapseln sichergestellt. Für J. Spühler war es ein erschütternder Anblick, als er von seiner Rietwiese, in der er Torfwürfel (Turben) für den kommenden Winter gegraben hatte, zurückkehrte und sein Heimwesen in Schutt und Asche vorfand.

Das Haus und die meist neuwertigen Geräte und Maschinen waren nur ungenügend versichert. Im Estrich verbrannte eine grosse Sammlung mit Flachs- und Hanfverarbeitungsgeräten, ein Webstuhl, Bibel-Erstausgaben und kostbare Truhen mit über hundertjährigen Kalendern. Vernichtet wurde auch eine kleine aber sehr interessante Auswahl von Ver-



Das alte im Jahre 1923 niedergebrannte Restaurant Bergwerk Buchs.

ein lichterlohes Feuer lieferten. Bald war das ganze Haus ein einziges Flammenmeer. Für den Sohn Hans, der vom Markt in Zürich heimkehrend gegen das brennende Haus fuhr, gab es keine Zeit mehr zum Überlegen, wie er die Explosionsstoffe herausholen könne. Geistesgegenwärtig holte er Kiste um Kiste aus dem quälenden Rauch sowie aus dem von Flam-

steinierungen aus dem Bergwerk, darunter Lorbeer- und Ölbaumblätter, die vor 45 Jahren vom Geologieprofessor Dr. Schardt ganz besonders beachtet wurden, weil er im Zusammenhang mit den Granitfunden auf Ölvorkommen in grosser Tiefe schloss. Auch ein römischer Dachziegel der XI. Legion war unter den Trümmern nicht mehr zu finden. J. Spühler

hatte ihn in seinem geliebten Waldstück im Schwengelberg entdeckt, das Kastell benannt wird und an eine römische Siedlung erinnert.

Nach dem grossen Unglück fanden die einzelnen Familienangehörigen bei hilfsbereiten Buchsern eine liebevolle Aufnahme, bis sich im alten "Frohsinn" eine Wohnung finden liess, in der sich die Familie wieder vereinen konnte. Nur J. Spühler war nicht zu bewegen, den Brandort zu verlassen. Unter dem Dach der Trinkhalle, von der noch der grösste Teil stehen blieb, richtete er sich eine primitive Schlafstelle ein. Solange er ein Dach über sich habe, meinte er, brauche er kein Bett, und er verlasse die Trümmerstätte nicht, bis aus ihr wieder neues Leben erwache.

Plauderei über Tollwut

von Dr. med. vet. Peter Jung

"Uns gab es schon in Babylon..." diese ominösen Worte aus der Niederdorferoper von Paul Burkhard galten auch für die Tollwut. Jedenfalls sind schriftliche Gesetzesbestimmungen des Königs Hamurata von Babylon erhalten, in denen die Entschädigungen festgelegt wurden, die der Besitzer eines tollen Hundes zu bezahlen hatte, wenn durch Biss der Tod eines Menschen verursacht wurde. Diese gefährliche Krankheit war aber schon den Arabern, Juden, Römern, Griechen, Ägyptern, Indern und Chinesen bekannt. Die Gefährdung des Menschen zwang die Behörden schon im Altertum, vorbeugende Massnahmen zu erlassen, wie Einsperren der Hunde und Tötung streunender Tiere. Alle damaligen Heilveruche beim Menschen, wie zum Beispiel das Ausbrennen der Wunde, das Begiessen derselben mit Salpetersäure, Klistiere, Diät, das Einnehmen der Tollkirsche, Wallfahrten und Teufelsaustreibungen führten zu keinem Erfolg. Die entscheidende Wendung in der Bekämpfung der Tollwut brachten in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Forschungen von Louis Pasteur 1822 - 1895. Es gelang ihm, einen Impfstoff herzustellen, der den Menschen vor den Folgen eines Bisses durch ein tollwutkrankes

Ende 1924 konnte das von Architekt E. Lenzlinger-Meier entworfene, durch die Firma Mallaun gebaute Wohnhaus mit Scheune und Restaurant bezogen werden. Schon fünf Jahre später, 1929 verkauften Spühlers die Liegenschaft an die heutige Besitzerfamilie Wetzels.

Über den Zeitabschnitt 1918-1929 wird E. Spühler in einem der nächsten Zunftblätter seine Erinnerungen "Meine Jugendzeit im Bergwerk Buchs" veröffentlichen.

Tier schützen konnte. Schon früh hegte man den Verdacht, dass sich der Erreger, das Tollwutvirus, entlang der Nervenbahnen ausbreitet. Dem italienischen Forscher Negri gelang es 1903 in den Ganglienzellen des Gehirns bei umgestandenen Tieren Einschlüsse festzustellen, die als Negrische Körperchen heute noch für die Diagnose der Tollwut am Hirn von Mensch und Tier massgebend sind.

Gemäss den Mitteilungen des Eidgenössischen Veterinärdepartementes sind in den Jahren 1920 bis 1926 total 62 Wild- und Haustiere an der Tollwutkrankheit eingegangen, wovon 26 Tiere allein im Kanton Tessin. Die Hauptinvasion erfolgte damals von Italien her; der Ursprung dürfte in den Appenninen gelegen haben, wo Wölfe heimisch sind. Die in den undurchdringlichen Wäldern Polens noch unbehelligt lebenden Wölfe werden für den heutigen Seuchenzug verantwortlich gemacht. Die Tollwut scheint sich mit ca. 30 km pro Jahr langsam nach Westen auszubreiten. Sie ist in die Nord- und Ostschweiz eingedrungen und hat sich bis ins Zürcher Oberland und Toggenburg ausgebreitet. In unserer Gegend ist sie

inzwischen wieder abgeflaut. Bei uns ist die Tollwut hauptsächlich als Wildtiererkrankung bei Fuchs und Reh, weniger bei Marder und Dachs aufgetreten. In relativ geringem Masse sind bei den Haustieren, Katze, Rind und Schaf befallen worden. Dank der obligatorischen Schutzimpfung sind in der Schweiz keine Hunde an Tollwut eingegangen, hingegen beträgt der Anteil an Tollwut erkrankten Hunden in der Bundesrepublik Deutschland noch 5%.

Wir können im Rahmen dieses Artikels die Erscheinungen der Tollwuterkrankungen bei Fuchs, Reh, Katze und Rind nur kurz erwähnen. Der Fuchs verliert seine Scheu vor Menschen, dringt in Gehöfte und Wohnungen ein, balgt sich mit Hühnern, Katzen und Hunden herum, seltener greift er Menschen direkt an, er frisst wahllos Steine und andere harte Gegenstände und verbeisst sich in hingehaltene Stücke. In der ersten Phase der Erkrankung legt er ungeheure Wegstrecken zurück. Aus dem Maul fliesst Speichel, der jedoch die Ansteckungsfähigkeit bald verliert. Bald treten Lähmungen auf, der Kiefer hängt herunter und kurz vor dem Tode knickt er in der Nachhand ein, um dann liegen zu bleiben und zu sterben. Der Verlauf der Krankheit dauert nur ca. 3-4 Tage. Die Katze kann ganz ohne Vorzeichen die eigene Herrin oder Herrn angreifen, ein solcher Fall geschah am 21. Februar 1969 in der Post Otelfingen, wo sich die eigene Katze in den Hosentößen des Posthalters verbiss. Auch die Katze geht nach 3-4 Tagen unter denselben Erscheinungen wie der Fuchs ein. Ebenfalls das Reh zeigt Angriffslust, irrt aber eher umher und stösst ungewöhnliche Klagelaute aus. Bei Kühen und Rindern ist der starre Blick auffallend, das weitaufgerissene Maul und ihr stetes Zerren an den Ketten. Der Speichelfluss kann so gross sein, dass Tollwut mit Maul- und Klauen-seuche verwechselt werden kann. Doch bestätigen die bald auftretenden Lähmungserscheinungen und der taumelnde Gang die Diagnose.

In unserem Bezirk Dielsdorf verteilen sich die Tollwutanfälle auf folgende verschiedene Tierarten: Im Jahre 1968 wurde bei 57 Füchsen, 4 Katzen, einem Reh und einem Rind einwandfrei die Tollwut festgestellt. 1969 waren es bis jetzt 7 Füchse, 3 Rehe und zwei Katzen. Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, dass der Fuchs die Hauptrolle als Ausbreiter und Gefährder des Menschen und seiner Haustiere übernimmt. Unsere Behörden (Eidgenössisches und Kantonales Veterinäramt) forderten deshalb wirksame Bekämpfung des Fuchses. Durch direkten Abschuss und Vergasen der Baue ist der Fuchs in unserer Gegend recht selten geworden. Allerdings kann er sich in den ausgedehnten Wäldern des Wehn- und Bachsertales, sowie in den

weitverzweigten Drainageleitungen des Furttales geschickt der Verfolgung durch den Menschen entziehen. Mit der obligatorischen Schutzimpfung der Hunde konnte ein wirksamer Riegel zum Schutze des Menschen vor Tollwut errichtet werden.

Wenden wir uns nun einigen ausgewählten Tollwutfällen im Bezirk Dielsdorf zu. Der erste Fall wurde auf dem Hof Brämen im Bachsertal registriert. Am 23. Januar 68 tauchte plötzlich ein Fuchs auf, der sich in der Nähe des Hühnerhofes mit den Hühnern herumbalgte. Der treue Hund Bari stürzte sich sofort auf den Eindringling. Dem Besitzer gelang es schliesslich, den Fuchs mit einem Holzseil zur Strecke zu bringen. Kleine Kinder standen mit dem Hund in engem Kontakt, so dass im Einvernehmen mit dem Besitzer die Tötung des Hundes veranlasst wurde.

Am 11. März 1968 wurde die Familie M. auf Egg, Steinmaur, morgens um 4 Uhr durch Knurren und Heulen eines Fuchses, sowie durch das Bellen des eigenen Hundes aus dem Schlafe geweckt. Vor ihren Augen spielte sich ein dramatischer Kampf zwischen Hund und Fuchs ab. Selbst die Katzen griffen in den Kampf ein, um ihrem Hundekameraden beizustehen. Schliesslich konnte der Fuchs überwältigt und zur Strecke gebracht werden. Hier stand eine ältere Frau immer in engem Kontakt mit allen Haustieren, indem sie die Tiere auf der Ofenbank verhätschelte und verwöhnte, so dass der Besitzer in die schmerzlose Tötung von Hund und Katzen einwilligte. Dabei wurde der assistierende Polizeibeamte stark verletzt, was eine gründliche Desinfektion der Wunde nach sich zog. Der Hausarzt hatte anschliessend zu entscheiden, ob eine drastische Serie von Schutzimpfungen vorzunehmen sei, was sich in diesem Fall erübrigte.

Mit zunehmenden Erfahrungen suchte man das Leben der beteiligten Haustiere nach Möglichkeit zu schonen, da die Hunde ja überall bereits gegen Tollwut geimpft worden waren. Die anfänglich auf 100 Tage angesetzte Quarantänezeit wurde Ende 1968 auf 30 Tage herabgesetzt. Doch ist bei der Begegnung des geimpften Hundes mit einem tollwütigen Tier die gründliche Waschung und Desinfektion des Hundes unerlässlich, wobei die Beteiligten die Hände mit Handschuhen zu schützen haben.

Kritisch wird die Situation, wenn Ahnungslose bei der Schlachtung eines Rindes (am 19. September

1968 in Oberweningen) ohne irgendwelche Schutzmassnahmen assistieren. Durch Zufall wurde jedoch Verdacht geschöpft, und bei dem zur Untersuchung eingesandten Kopfe des Tieres wurde einwandfrei Tollwut nachgewiesen. Alle an der Notschlachtung Beteiligten mussten sich der Notimpfung unterziehen. Während 13 Tagen erhielt jeder täglich eine Einspritzung in den Bauch. Beamte, wie Tierärzte und Polizisten, haben es deshalb vorgezogen, die dreimalige Schutzimpfung vorzunehmen, um ein freieres, weniger mit Angst belastetes Arbeiten zu ermöglichen, wobei die notwendigen Vorsichtsmassnahmen trotzdem nicht vernachlässigt werden durften.

Nicht nur dringen kranke Füchse in Wohnungen ein, sie können plötzlich auftauchen und den Menschen während eines Spazierganges oder bei Feldarbeiten belästigen. Am 20. Dezember 1968 wurden in Dänikon einige Knaben, die vom Altberg her talwärts spazierten, plötzlich von einem Fuchs belästigt. Sie versuchten sich des wütigen Tieres zu entledigen, was ihnen nicht gelingen wollte. Es verbiss sich im Schuh eines Knaben, der durch Weinen und Hilferufe einen Nachbarn auf die gefährliche Situation aufmerksam machen konnte, dem es dann gelang, den Knaben zu befreien und den Fuchs zu erlegen. Selbstverständlich wurde der Knabe sofort zum Arzt geschickt, der zum Glück keine Verletzungen feststellen konnte und somit keine Notimpfung verordnen musste.

Bei der Furtbachbrücke in Hüttikon tauchte am 16. Oktober 1968 ein Fuchs auf, der sich unter die, auf dem Feld arbeitenden Angehörigen der Familie M. mischte. Bald entspann sich eine Balgerei zwischen dem Fuchs und dem dort anwesenden Hund. Nach kurzem Kampf liess der Fuchs vom Hunde ab und suchte das Weite. Später wurde ein toter Fuchs unweit der Brücke aufgefunden. Auch hier war die Tötung des Hundes angezeigt, da er zeitweise gerne etwas streunte und von einem Knaben des Besitzers stets herzlich umarmt und liebkost wurde. Der Knabe selbst musste sich in ärztliche Behandlung begeben.

Auch in unserer nächsten Nähe drang ein Fuchs, von der Viehweide kommend, in den Hofplatz des Riedhofes ein. Er verursachte bei Jung und Alt einen nicht geringen Schrecken, bis ein beherzter Angestellter einen Brückenwagen erklimmte, dort die Angriffslust des Fuchses geschickt auf sich lenkte, um ihn dann mit einem Knebel erschlagen zu können. Solche Vorkommnisse veranlassten manchen Besitzer von Weidebetrieben sein Vieh Schutzimpfen zu lassen.

In der Morgenfrühe des 28. September 1969 wurde Frau J. in Dachslern vom unnatürlichen Gewinsel des Hundes geweckt. Vom Fenster aus konnte sie beobachten, wie sich eine Katze in den Hund verbiss. Es gelang dann der Hundebesitzerin, die Katze davon zu jagen. Dieselbe Katze belästigte wenig später wiederum einen Hund in der benachbarten Liegenschaft A.D. Auch hier fügte die Katze dem Hund Bisswunden am Hals zu. Auf ihrem Amoklauf stellte sie den Knaben K.K., den sie in rasantem Angriff ins Bein biss. Das nun verfolgte Tier kehrte zu seinem Besitzer G.K. zurück und biss auch diesen ins Bein. Nun konnte die Katze endlich vom Sohn des Gebissenen erlegt werden. Am eingesandten Kadaver konnte einwandfrei Tollwut festgestellt werden. Die beiden Gebissenen wurden sofort zur Behandlung nach Zürich gebracht, wo ihnen nach der ersten Schutzimpfung das notwendige Impferserum nach Hause mitgegeben wurde, damit der zuständige Hausarzt in Niederweningen die weiteren Impfungen vornehmen konnte. Die beiden Hunde wurden gewaschen, desinfiziert und wieder neu geimpft. Hoffen wir, dass auch dieser dramatische Fall einen günstigen Ausgang nehmen wird.

Anhand dieser Beispiele sehen wir, wie wir uns dieser gefährlichen Seuche erwehren können. Wir sind besonders auf Schutz- und Sperrmassnahmen angewiesen, die den Menschen vor der Erkrankung an Tollwut schützen können. Die Heilung eines erkrankten Menschen ist immer noch aussichtslos, nur die sofortige Notimpfung nach erfolgtem Biss kann den Menschen noch retten.

Allen an der Bekämpfung dieser gefährlichen Seuche Beteiligten sei an dieser Stelle für ihren persönlichen Einsatz gedankt. Hoffen wir, dass es uns weiterhin gelingen wird, Menschen vor der Erkrankung an Tollwut zu bewahren.

Der Pfarrhaus-Speicher in Regensdorf

von Alfred Huber

Aufgrund der Inschrift an einem Tragfeiler muss der Speicher im Jahre 1722 erbaut worden sein. Er gehörte zur obersten Häusergruppe an der Mühlestrasse zwischen dem Pfarrhaus und der Dällikerstrasse.



Tragfeiler aus Eichenholz mit der Jahrzahl 1722
(Aufnahme E. Spühler)

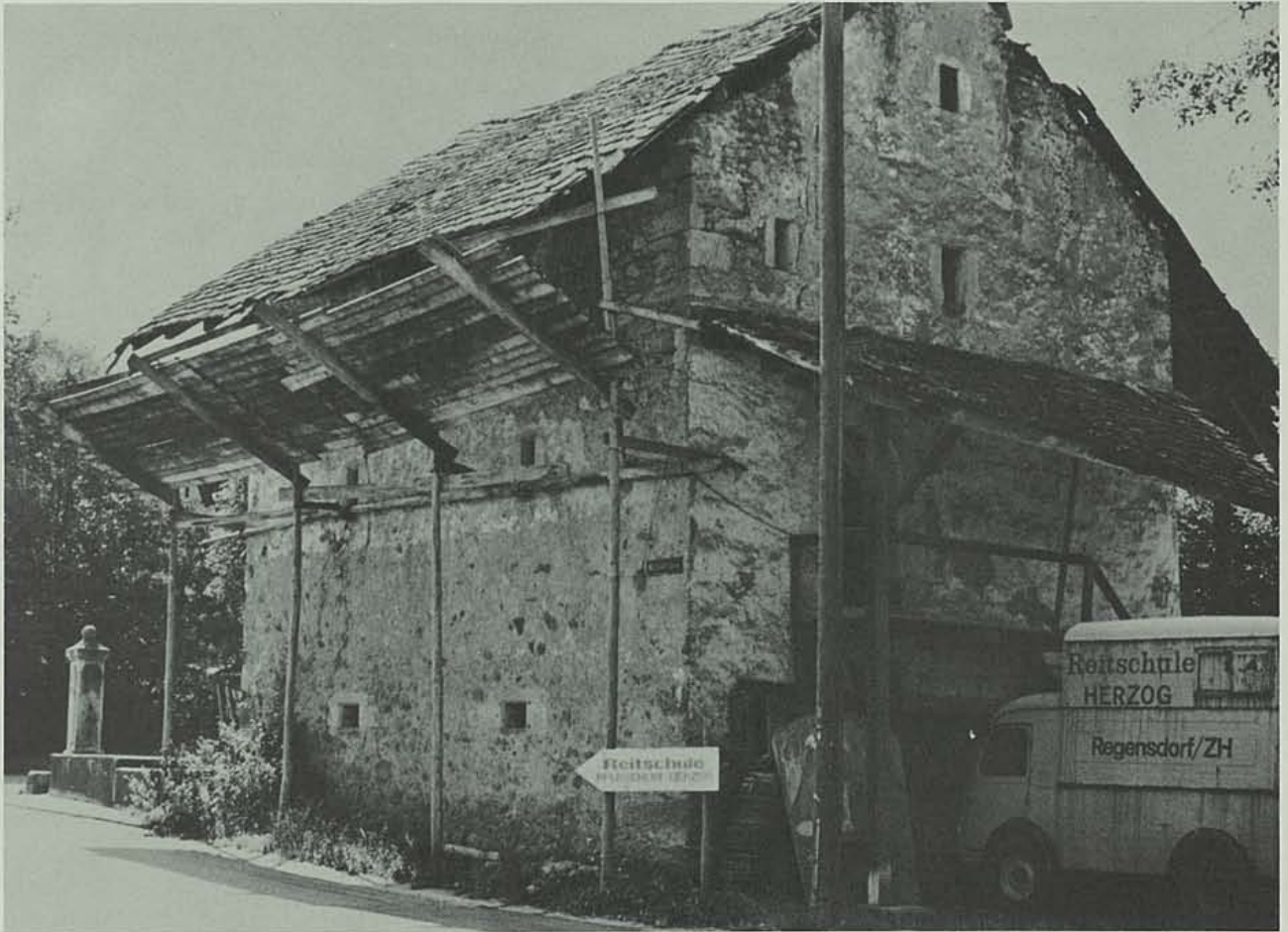
Nach dem Urbar des Klosters Fahr, einem grundherrlichen Liegenschafts- und Einkünfteverzeichnis des Mittelalters, befand sich 1724 unterhalb des Pfarrhauses ein "Neuer Hof" des Klosters, der diesem jährlich 10 Mütt Kernen und weitere Naturalien einbrachte. Nach unten grenzte er an Güter des Spitales Zürich an. Dieser Fahrer Hof war damals im Besitze von Heinrich Hinn, Uhrenmacher aus Watt-Oberdorf, Heinrich Meier, Spittel (der Beinamen rührt von seiner Anstellung im Spital Zürich her) und Felix Spillmann, Ludis oder Ludi Felixen genannt (zur näheren Bezeichnung dieses Zweiges der Spillmann wurden die Vornamen der Ahnen herangezogen). Weitere Fahrer Höfe lagen östlich der Mühlestrasse zwischen dem Pfarrhaus und der Mühle.

Die angrenzenden Spitaler Güter, die nur einen Bruchteil der sehr umfangreichen Grundbesitzungen

des Spitales Zürich darstellten, waren im Besitze der beiden Familien Meier "Vogts" und Meier "Schwabens".

Jakob Meier, "Vogts", Säckelmeister von Regensdorf, hatte im Jahre 1720 seine Güter, die vorwiegend dem Spital Zürich grundzinspflichtig waren, den beiden Tochtermännern, Jakob Frei von Watt und Rudolf Kehrer, dem Inhaber eines Teiles des Meierhofes Regensdorf, übertragen. Jakob Frei, dem bald wichtige Dorfämter übertragen werden sollten, kaufte sogleich Rudolf Kehrer aus und erwarb damit, wie es im Grundbuch heisst, unter anderem "Haus und Heimat, allernächst beim Pfarrhaus, genannt das obere", samt einer Dorfgerechtigkeit in Wald und Weide, Baumgarten, Speicher usw. Jakob Frei erwarb dann, zusätzlich zu den von seinem Schwiegervater Jakob Meier geerbten Spitaler Güter, noch die Hälfte oder sämtliche Güter des genannten Fahrer Hofes.

Der Speicher beim Pfarrhaus in Regensdorf war nun erwiesenermassen seit 1727 bis zum Jahre 1899 im Besitze der Familie Frei, Kleinbuben. Ob er zuvor zum Spitaler Besitze der Familie Meier oder zum Fahrer Hof gehört hat, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Weil er jedoch über 170 Jahre zum Hof der Familie Frei, Kleinbuben, gehört hat, kann man ihn den Freienspeicher nennen. Durch Erbfolge im Jahre 1889 ging ein halber Anteil des Speichers an Jakob Meier, alt Gemeindeammann, über. Der andere halbe Anteil gelangte 1901 ebenfalls durch Erbfolge und durch Ankauf mit Abtretung in den Besitz von Johann August Meier-Bader, der seinen Anteil dann im Jahre 1946 an Jakob Bader-Meier verkaufte. Der Anteil von Jakob Meier übernahm infolge Erbteilung im Jahre 1956 Jakob Meier-Wicki. Auf Anregung der Heimatkundlichen Vereinigung Furttal hin erwarb am 30. Dezember 1960 durch Gemeinderatsbeschluss vom 3. Mai 1960 die Politische Gemeinde Regensdorf den Anteil der Erbengemeinschaft Hedwig Meier-Wicki, Jakob Meier und Hedwig Frei-Meier. Auf Wunsch und mit einem persönlichen Beitrag von Emil Denzler gelangte am 28. Juni 1963 durch Gemeinderatsbeschluss vom 24. April 1962 ebenfalls der Anteil von Jakob Bader-Meier in den Besitz der Politischen Gemeinde Regensdorf.



Der Pfarrhauspeicher im heutigen Zustand
(Aufnahme E. Spühler)

Im Laufe der Jahrzehnte nagte der Zahn der Zeit an diesem Gebäude, und es wurde mittlerweile sehr baufällig. Es ging in der Folge darum, zu entscheiden, ob es sich lohnt diesen Speicher zu renovieren, oder ob man ihn abbrechen soll, um für eine notwendige Umfahrungsstrasse Platz zu schaffen. Es wurden durch den Gemeinderat, auch im Zusammenhang mit der Ortsplanung, über die Renovationsmöglichkeiten verschiedene Expertisen und Kostenvoranschläge eingeholt. So besichtigte am 29. November 1965 die Subkommission für kunst- und kulturhistorische Denkmalpflege der Direktion der öffentlichen Bauten des Kanton Zürich einerseits den alten Dorfkern und andererseits das Oberdorf von Regensdorf und gelangte zu folgendem Entschluss:

„Die Kommission hat die Pläne zur Erhaltung dieser alten Baugruppe samt Restaurant zur Mühle eingesehen und beglückwünscht den Gemeinderat zu diesem Schritt. Zu den Restaurierungsplänen von Architekt Fässler betreffend den alten Speicher von 1722 im besonderen nahm sie dahingehend Stellung, dass sie dessen Erhaltung vollumfänglich wünscht.“

Aufgrund der gemeinderätlichen Gesuche um einen Staatsbeitrag bewilligte der Regierungsrat des Kantons Zürich anlässlich seiner Sitzung vom 22. August 1968 mit folgendem Beschluss einen Beitrag an die Renovationskosten:

„Im Quartier „Oberdorf“ besitzt die Gemeinde Regensdorf einen Speicher, welcher das Datum 1722 trägt, jedoch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückreichen dürfte. Zusammen mit Kapelle, Pfarrhaus, Mühle und einigen Bauernhäusern ergibt sich ein harmonisches, stimmungsvolles Bild, wie es für Dorfsiedlungen des Zürcher Unterlandes typisch ist, jedoch infolge der zunehmenden Verstädterung der Regionalgemeinden immer seltener wird. Die neuprojektierte Umfahrungsstrasse (Westring) wurde daher so geplant, dass das Ortsbild möglichst wenig beeinträchtigt wird, insbesondere bemühen sich die Projektverfasser um eine Variante, welche die Erhaltung des aus dem Gesamtbild nicht wegzudenkenden Speichers erlaubt, nachdem sich so wohl

die Kantonale Natur- und Heimatschutzkommission wie die Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz für seine Weiterexistenz eingesetzt hatten. Die Trassierung der geplanten Strasse ist so vorgesehen, dass lediglich der Gehweg durch das Gebäude geführt werden muss.

Nachdem sich die Möglichkeit der Erhaltung des Speichers abzeichnete, stellte sich die Frage der Instandstellung und weiteren Verwendung des baufälligen Gebäudes. Die Renovation und Herrichtung für ein Ortsmuseum kommt gemäss Kostenvoranschlag von Architekt C.V. Rüegg-Schwarzenbach auf Fr. 56,000.- zu stehen. Die Gemeinde ist bereit, diese Kosten zu tragen, wenn auch aus anderen Quellen Beiträge möglich sind. Die Zürcherische Vereinigung für Heimatschutz hat bereits einen Zuschuss von Fr. 6,700.-- für die dringend erforderliche Dachreparatur zugesichert. Der Wert des Speichers für das Ortsbild, sowie die Bedeutung als historischer Repräsentant eines zusehends seltener werdenden Gebäudetyps lassen einen Beitrag von Fr. 11,000.-- aus dem Fonds für gemeinnützige Zwecke zu. Damit ist die Bedingung zu verbinden,

dass die Renovationsarbeiten im Einvernehmen mit der Kantonalen Denkmalpflege ausgeführt und auf dem Gebäude die übliche Schutzdienstbarkeit errichtet wird. Die Auszahlung des Beitrages erfolgt nach Vorlage und Prüfung der Bauabrechnung, sowie der Abnahme der Bauten durch die Baudirektion."

Die Politische Gemeindeversammlung bewilligte trotz eines Rückweisungsantrages am 13. Juni 1969 für die Restaurationsarbeiten des Speichers einen Kredit von Fr. 50,000.-. Damit sind die Voraussetzungen für eine sinnvolle Renovation gegeben, und es ist nun Aufgabe des Bauamtes der Gemeinde Regensdorf, die Arbeiten, unter beratender Mitwirkung des kantonalen Denkmalpflegers Dr. Drack, in die Wege zu leiten.

Zum Schluss dieses kurzen Rückblickes bleibt den Stimmbürgern zu danken für ihre Aufgeschlossenheit gegenüber Erhaltungswürdigem und zu wünschen, dass die Instandstellung dieses Gebäudes zur Freude aller gelingen wird.

(Anmerkung: Die geschichtlichen Daten des Speichers stammen von Herrn Dr. Albert Lutz, Zürich).



Zustand des Speichers nach der geplanten Restaurierung

(Bild vom Kant. Hochbauamt Zürich)

In memoriam

Seit der Gründung der Landzunft Regan sind aus unseren Reihen zwei Zünfter durch Tod ausgeschieden. Hans Bertschi verstarb nach schwerer Krankheit im Alter von 57 Jahren und Hans Meier erlitt in seinem 58. Lebensjahr einen tödlichen Verkehrsunfall. Wir werden diesen Zünftern ein ehrendes Andenken bewahren.



Hans Bertschi, geboren am 17. August 1909, gestorben am 18. November 1966, von Regensdorf, Mechaniker, seit 1935 Angestellter in der Kantonalen Strafanstalt, Regensdorf.

Hans Bertschi hat den Ernst des Lebens schon früh spüren müssen, seinen Vater, der Briefträger war, verlor er als 1 ½-jähriger Bub, eine Pension gab es damals noch nicht. Hans besuchte in Regensdorf die Primar- und Sekundarschule. Während dieser Zeit wurde noch ein alter Brauch, das "Tätschschieszen", in Ehren gehalten. Hans war ein sehr guter Armbrustschütze und wurde zweimal Armbrustschützenkönig. Nach der Schule absolvierte er eine Mechanikerlehre in Höngg. Nach deren Beendigung stand er mitten in der Arbeitslosigkeit, und es war fast aussichtslos, einen Arbeitsplatz zu finden. Hans arbeitete bald hier, bald dort als Hilfsarbeiter, u.a. auch als Hilfschauffeur in der Bäckerei Keller in Regensdorf. Dank seiner Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erhielt er eine Stelle als Privatchauffeur bei einem Rechtsanwalt in der Villa Katzensee. Diese Privatstelle versah er bis zu seiner Anstellung in der Kantonalen Strafanstalt, Regensdorf.



Hans Meier, geboren am 21. Februar 1912, gestorben am 2. April 1969, von Regensdorf und Adlikon, Landwirt in Adlikon.

Hans Meier besuchte in Regensdorf die Primar- und Sekundarschule, anschliessend fuhr er ein Jahr ins Welschland, dies gehörte früher für jeden Bauernsohn sozusagen zur Tradition. Für seine Berufsausbildung besuchte er anschliessend die Landwirtschaftliche Schule Strickhof in Zürich, wo er sich das Rüstzeug für einen fortschrittlichen und tüchtigen Bauern holte.

In späteren Jahren packte Hans Meier ein gewaltiges Reisefieber, das er neben seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit kaum zu meistern vermochte. Um sich auf seinen weltweiten Reisen besser verständigen zu können, erlernte er noch die englische Sprache. Gerne zeigte er durch Filmvorführungen und persönlichen Erläuterungen einer erweiterten Zünfterschaft seine Reiseeindrücke von fernen Ländern.

8. Jahrgang 1970

Herausgeber: REGAN LANDZUNFT Regensdorf
Druck und Gestaltung: ivodruck Regensdorf